



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die katholischen Elemente in der deutschen Literatur. 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

burg gelangte, findet sich bis auf das berühmte Grünwaldsche Altarwerk, das 1836 in die Münchener Pinakothek geschafft wurde, größtenteils noch dort vor. Die Stiftskirche ist voll von Werken der Plastik und Malerei. In der Bibliothek bewundern wir Glockendons und Behams prächtig illuminierte Bücher, während uns gleichzeitig Meister Simons Miniaturwerk die Pracht des Hallischen Reliquienschatzes ahnen und seinen Verlust aufs tiefste beklagen läßt. Aber auch in dem stillen Nschaffenburg war nicht alles geborgen. Die Heiligegrabkirche, Albrechts letztes Werk, überlebte ihren Erbauer nicht lange. Sie wurde in den bald darauf erfolgten Religionskriegen zerstört, wahrscheinlich ein Raub der Flammen. Jetzt steht von ihr nur noch ein verfallenes Gemäuer in einem der Seen des königlichen Hofgartens Schönthal, von Trauerweiden umschattet, welche das Malerische des Baues erhöhen und ihm einen wehmütigen Ausdruck verleihen. Die Ruine erzählt von längst vergangenen Zeiten, von der Vergänglichkeit des Menschen und seiner Werke. Oben auf dem First prangt nur noch unerschüttert der brandenburgische Nar, den Albrecht zur Erinnerung an seine Abstammung an allen seinen Bauten anbrachte und der seitdem mit seinen Flügeln Europa beschattete.



Die katholischen Elemente in der deutschen Literatur.

4.



er Humor, den Pater Abraham a Sancta Clara in seinen Schriften entwickelt, konnte nicht leicht vererbt werden, aber die gesunde Grundstimmung dieser Schriften und die Abkehr von der dramatischen Polemik, welche bei ihm bemerkbar und welche seinen Nachahmern eigen sind, mußten naturgemäß im Verlaufe des ganzen achtzehnten Jahrhunderts wachsen. Die „Aufklärung“ drang mit unwiderstehlicher Gewalt auch in die katholische deutsche Welt ein und lähmte, was noch von den Nachwirkungen der Gegenreformation her lebendig war. Die dem Namen und dem äußern Bekenntnis nach katholischen Schriftsteller Frankreichs standen im entschiedensten Gegensatz zu dem Geiste, welcher die Gesellschaft Jesu und die leitenden Kreise der alten Kirche dereinst belebt hatte, und machten, auch wo sie nicht mit der Entschiedenheit der Encyclopädisten auftraten, kein Hehl aus ihrer tiefen Abneigung gegen jede Art von Fanatismus. Wo die Macht und der Einfluß der katholischen Kirche dazu noch hinreichten, wurden

einzelne besonders feindselige Bücher verbrannt und durch Hirtenbriefe und geistliche Ansprachen gebrandmarkt, aber der Einfluß Voltaires, seiner Gesinnungsgenossen und Nachbeter wuchs trotz alledem von Tag zu Tag. Die unmittelbaren Wirkungen, welche die Schriften der französischen Aufklärer ausübten, waren verhältnismäßig eng begrenzt, unbegrenzt aber und kaum zu ermessen erscheinen jene mittelbaren, abgeschwächten fragmentarischen Wirkungen, die vom Voltairianismus ausgingen. Sind doch die ultramontanen Heißsporne der Gegenwart in der Lage, einen guten Teil der Geschichte der katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entweder nur unvollständig, tendenziös gruppiert oder im Ton der Mißbilligung und gelegentlich entschiedener Verdammung zu erzählen. Der Druck, den die staatliche Gewalt bei der Aufhebung des Jesuitenordens geübt, die aufklärerisch weltliche Richtung, welche eine ganze Reihe deutscher geistlichen Fürsten und Landesherren ihrer Regierung und Verwaltung gegeben hatte, die tyrannischen Maßregeln des „Jesefinismus“ in Österreich bilden für die katholischen Tendenzschriftsteller von heute ebenso viele nicht unberechtigte Anklagepunkte. Gleichwohl lehrt jeder Blick auf die Literatur der Zeit und vollends jedes tiefere Eindringen in die Stimmungen und Bestrebungen der gebildeten Katholiken jener Tage, namentlich auch der deutschen Katholiken, daß die obenangedeuteten großen Katastrophen und Kämpfe im Leben der alten Kirche nur als Resultate, wenn man will, sogar dürftige und unzulängliche Resultate des großen Bildungsumschwunges erscheinen, welcher seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eingetreten war. Sener merkwürdigen politischen Veränderung, die in den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts im deutschen Reiche eintrat und die Ranke mit den Worten charakterisiert: „Die geistlichen katholischen Stände und die weltlichen protestantischen traten einander näher. Für die ersten hielt ihre alte Regel, ihr Heil in der Verbindung mit dem Kaisertum zu suchen, nicht mehr aus. Die andern erblickten in der Entzweiung des Kaisers und der Hierarchie einen Beginn der Befreiung von dem drückenden Übergewicht, dem sie durch die Verbindung beider unterlagen. Es erfolgte, daß die einen und die andern von ihrem prinzipiellen Gegensatz abfahen und in freundlichere Beziehungen untereinander traten“ („Die deutschen Mächte und der Fürstenbund,“ I, 89); war die unbedingte Annäherung der seither abseits stehenden und vereinzelt wirkenden katholischen Literatur an die protestantische längst vorausgegangen. Die deutsche Entwicklung glich hier nur der allgemein europäischen. Wie die katholischen französischen Schriftsteller der Aufklärung von den protestantischen Deisten Englands angeregt und bestimmt worden waren, so machten sich in der Wendung, welche die katholische deutsche Dichtung seit den sechziger und siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts nahm, den Dichtern vielfach selbst unbewußt, die Einflüsse des Protestantismus geltend. Indem die Katholiken ihre aus den Jesuitenschulen stammende Bildung unzulänglich und einseitig fanden, näherten sie sich der Bildung

der andern, von denen sie bisher die Fehde getrennt hatte, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert wütete und auch jetzt nur ein Scheinende erreichte.

Auf dem Boden der Aufklärung begegneten sich die den katholischen wie den protestantischen Teilen entstammten deutschen Talente. Sie waren meist weit davon entfernt, die letzten Konsequenzen oder den kirchenhassenden Geist des echten Voltairianismus zu teilen. Aber ihre ganze Bildung strebte doch darnach, sich über die Schranken der Konfession zu erheben und den eigentlichen Gehalt der Poesie als ein Gut aufzufassen, das weit über den äußerlichkeiten des Bekenntnisses stehe und gemeinsam sei. Die größere Zahl der katholischen Talente folgte zum erstenmale seit dem sechzehnten Jahrhundert dem allgemeinen Zuge der Literatur. Dem protestantischen Deutschland gehörten ohne Ausnahme alle führenden und bahnbrechenden Talente an. Im katholischen Süden und Osten erfolgte der Anschluß an die literarischen Führer immer um einige Jahre oder auch Jahrzehnte später als in Mittel- und Norddeutschland. Cornelius von Weydenhoff in Wien dichtet seine Trauerspiele im Gottschedischen Geschmack und Stil ein Vierteljahrhundert nach dem „Sterbenden Cato“ des Leipziger Geschmacksdiktators, der Freiherr von Gebler seine halb weinerlichen, salzlosen Lustspiele etwa ebensolange nach Gellerts und nahezu solange nach Weißes Versuchen auf diesem Gebiete; unmittelbar an Wieland schloß sich Johann Baptist von Alzinger, der Dichter des „Doolin von Mainz“ und des „Blomberis“ an. Jedenfalls waren alle diese und zahlreiche andre Dichter, obgleich der Konfession nach Katholiken, den seitherigen spanisch-italienischen und lateinisch-jesuitischen Vorbildern der katholischen deutschen Dichtung vollständig entrückt. Selbst wo einer und der andre der katholischen Dichter wie der Mannheimer Jesuit und Ästhetiker Anton von Klein in den Stoffen seiner Dichtungen der alten Richtung treu blieb (Klein schrieb u. a. die Tragödien: „Der jüngste unter den sieben makkabäischen Helden,“ „Das triumphirende Christentum im großmogolischen Kaiserreich,“ einen „Rudolf von Habsburg“ u. a.), da ist doch von den Tendenzen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wenig mehr zu spüren. Unter den Klopstocknachahmern nehmen die Wiener Jesuiten Michael Denis und Karl Mastalier eine bedeutende Stellung ein. Niemand wird ihre Oden denen des Meisters vergleichen, aber ein spezifisch katholisches kirchliches Element, welches sie von ihrem Vorbilde getrennt und nach einer andern als der Talente Seite hin unterschieden hätte, ist ebensowenig darin. Kaum in den Oden Sineds „Auf die Genesung Theresiens“ (der Kaiserin Maria Theresia) oder „Bardenfeuer am Tage Theresiens“ findet sich eine Wendung, aus der die Konfession des Dichters zu erraten wäre; um den frommen Gellert stimmen die beiden Jesuiten (Denis wie Mastalier) herzergreifende Klagen an, als ob es sich um Friedrich Spee oder Jakob Balde handelte. Goethe, der in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ von 1772 die „Lieder Sineds des Barden“ besprach und mit Einschränkungen empfahl, hob hervor: „In allen diesen Gedichten atmet menschliches

Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit und Liebe der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft thranend.“ Aber auch Goethe schreibt aus dem Gefühl, daß in diesen „Barden“ die Unterschiede, die bis zu ihnen zwischen katholischen und protestantischen Dichtern obgewaltet haben, verwischt sind und die seither Getrennten der allgemeinen Literaturentwicklung folgen.

Die deutschen Katholiken selbst wurden in eben diesem Zeitraum über die Inferiorität so vieler von Bischöfen gebilligten und von katholischen Prälaten empfohlenen Dichtungen höchst empfindlich. Charakteristisch erscheinen in dieser Beziehung die Rezensionen, welche die in den ersten achtziger Jahren (zu Coburg) erscheinende, offenbar von der „Aufklärung“ durchhauchte Zeitschrift „Litteratur des katholischen Deutschlands, zu dessen Ehre und Nutzen“ über ganze Reihen geistlicher und geistlich sein wollender Lieder brachte. Da heißt es über die „Sammlung geistlicher Lieder von S. C. Turin, Kurmainzischem geistlichem Rat und Pfarrer bei St. Ignaz“ im ersten Stück des vierten Bandes: „Wenn doch alle, die sich in das Heiligtum der Dichtkunst wagen, Horazens Regel überdächten, daß mittelmäßige Dichter schon unerträglich sind. Bei Kirchengesängen scheint sie uns hauptsächlich wichtig. Was gewinnt die heilige Religion, wenn die gottseligsten Wahrheiten in sprach- und gedankenlosen Liedern abgefaßt und ohne Empfindung gesungen werden? Ein aufgeklärter Kopf, durch Lesen der Alten gebildet und durch den Reiz neuer zärtlicher Dichter hingerissen, wird immer bei einem bilderreichen Wieland und sanften Jacobi Nahrung suchen, so lange er bei magern Kirchenliedern, wie die gegenwärtigen sind, hungern muß. Wenn der Vater im Weihnachtsliede, welches eine Idylle sein soll, seine Freude gegen seine Kinder ausdrückt: »Ihr Kinder haltet mich, für Freude kann ich nicht mehr stehen!«, wenn man mit Perioden exklamiret, fast alle Sätze mit »welches« und »daß« auflöset, schier in einem jeden Liede die nämlichen Lieblingswörtchen und abgelernten Formeln wiederholet, muß nicht Religion und Gottesdienst denkenden Köpfen zum Ekel werden? Die guten Leute, die, in ihre Amtsgeschäfte vertieft, gar zu fremd in der Literatur bleiben und es dennoch wagen, ihre schlechte Ware zu Markte zu bringen, die schaden wahrhaftig ihrer Religion, ohne es zu wissen. Aus eben dieser Absicht müssen dergleichen Werke auf das schärfste beurteilt werden. Übrigens ist es immer viel, daß der Herr Verfasser, der wenig dichterische Anlagen verrät und noch weniger in diesem Fache mag gelesen haben, soviel Geduld besitzt, Verse und Reime dem Tausend nach zu verfertigen, und Advents-, Weihnachts-, Fasten- und andre Lieder alle dem Duzend nach herauszubringen.“ Zum Schluß läuft die Rezension auf den Rat hinaus, „die Ausführung heiliger Gesänge Genien zu überlassen, die dem erhabenen Klopstock nachfliegen oder sich vielleicht gar über ihn hinauf schwingen können.“ Also auch hier die unumwundenste Anerkennung der Bedeutung protestantischer Dichter, kein Versuch mehr, auf andre als vaterländische Muster hinzuweisen.

Mehr als einer der katholischen Dichter der letzten Hälfte des Jahrhunderts geht unbewußt oder bewußt einen Schritt weiter, als die Annäherung an die große Nationalliteratur erfordert hätte. Wir erinnern nur, zu welchem Ansehen durch Pater Abraham die derb volkstümliche Kapuzinerberedsamkeit gelangt war, und welche Poffen und Zoten, welche Wagnisse und Kühnheiten zu Gunsten und Ehren kräftiger Moral literarisches Bürgerrecht erhalten hatten. Wie nun, wenn der derb humoristische Ton, an den sich ein Teil des Publikums gewöhnt hatte, einmal nicht in Verbindung mit der sittlichen Strenge, sondern mit einer behaglichen Laizität erklang, wenn er nicht zu Gunsten der kirchlichen Gesinnung und Überlieferung, sondern zu ganz andern Zwecken anstimmt wurde? Die Gährung, welche die Aufklärungsliteratur in allen Geistern und Gemütern hervorrief, mußte da die wunderlichsten Blasen werfen, wo sie gleichsam über Nacht und mit einemmale begann. Die heutigen ultramontanen Schriftsteller, welche die Erscheinungen vom Ende des vorigen Jahrhunderts so bitter als nur immer möglich charakterisiren, übersehen in der Regel, daß die Aufklärung unsrer literarischen Lebensäußerungen in Nord- und Süddeutschland so grundverschieden auftritt, als etwa der brav bornirte Friedrich Nicolai und der Exjesuit Aloys Blumauer sind. Was im Norden mit einem gewissen — oft genug spröden und sauern — Ernst zu Nutz und Frommen „vernünftiger Erleuchtung“ vorgebracht wird, steht meist nur in einer entfernten Verwandtschaft zu Voltaire und seinen Nachahmern. Im katholischen Süden fühlte man sich zu dem parodistischen, frechwitzigen Ton der französischen Aufklärer weit stärker hingezogen. Zwar kam es nur unter dem Einfluß besonderer Umstände zu jenem Außersten, was wir in einzelnen Szenen vom Blumauers „Travestirter Aneide“ vor uns haben. Allein die heimliche Bewunderung für die Kühnheiten der Voltaireschen „Pucelle“ und ähnlicher Werke begegnete und vermischte sich in großen süddeutschen katholischen Kreisen mit einem behaglichen Leben und Lebenslassen, mit der volkstümlichen Gewöhnung an derbem Spaß und unbefangene Lust. Wer vermöchte hier zu sagen, wo die Grenzen ineinander verliefen, wer bei den einzelnen genau zu unterscheiden, ob sie der bewußten tendenziösen Aufklärung, ob sie der gutmütigen Indifferenz näher stand, wer könnte aus zahllosen vergessenen poetischen Werken der Zeit die zahlreichen Grade der besprochenen Mischung aufweisen! Gewiß bleibt, daß das katholische Deutschland von damals einige Dichtergestalten hervorbrachte, wie sie weder vorher noch nachher in unsrer Literatur vorhanden gewesen sind.

Der schwäbische Volksdichter Sebastian Sailer, welcher hier in erster Linie zu nennen ist, kann als ein Geistesverwandter und letzter Ausläufer der von Abraham a Sancta Clara eingeschlagenen Richtung angesehen werden. Freilich war diesem Landsmanne Megerles der Humor Selbstzweck, und die moralisirenden Elemente traten in seinen durchweg in schwäbischem Dialekt geschriebenen Dichtungen zurück. Der Dichter selbst (1714 in der Nähe von Ulm

geboren, 1777 als Kapitular des Prämonstratenserordens in Marchthall gestorben) scheint ein geistlicher Herr vom behaglichsten Schlage der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewesen zu sein. Nach den Anekdoten, welche in der Vorrede des Sixt Bachmann zu „Sebastian Sailers Schriften“ (Buchau, 1819) erzählt werden, erfreute er sich als Kanzelredner wie als witziger Tischgenosse außerordentlicher Beliebtheit bei Vornehm und Gering. Beim Grafen Stadion auf Warthausen, in dessen Hause Wieland seine Weltstudien machte, brachte er ein Riechfläschchen mit Weihwasser zum Vorschein und erläuterte, wegen des weibischen Gebrauchs von Riechfläschchen gescholten, daß er noch nie in Seiner Gräflichen Gnaden Hause einen Tropfen Weihwasser erblickt und nur soviel mitgebracht habe, um den Grafen und sich selbst zu segnen, „wenn das Teufelholen angehe.“ Die Art Sailers, gewisse biblische Vorgänge volkstümlich darzustellen, grenzt an Parodie, ohne daß ihr parodistische Absicht zugrunde liegt. In demselben realistisch fetten Ton, mit demer „Die sieben Schwaben oder die Hasenjagd,“ „Die Schultheißenwahl zu Simmelsdorf“ oder „Schwäbischer Sonn- und Mondfang“ darstellt, behandelt er in den „Dramen“: „Die Schöpfung des ersten Menschen,“ „Der Sündenfall und dessen Strafen“ und „Der Fall Lucifers“ die Themen, welche das geistliche Schauspiel früherer Zeiten bevorzugt hatte. Er soll diese Gedichte halb gesungen und halb gesprochen unter Begleitung der Geige selbst vorgetragen und dabei ein komisches Talent ersten Ranges entfaltet haben. Wenn in der „Schöpfung“ und dem „Sündenfall“ Gott Vater seine verschiedenen Arien zum besten giebt und sich zum Beispiel über die harten Mühen bei der Herstellung der Welt ohne irgendwelche Werkzeuge beklagt:

Ohne Hammer, ohne Schlegel,
ohne Bretter, ohne Regel,
ohne Schaufel, ohne Kella,
ohne Buaba, ohne G'jella,
ohne Schifer, ohne Stoi,
i seelbar a loi.

Ohne Zigel, ohne Blatta,
ohne Sparra, ohne Latta,
ohne Kalk und ohne Meatel,
freyli mit ganz b'fondere Beatel;
ohne Hobel, ohne Seaga
haun i alles brocht so z'wegä.

Ohne Feila, ohne Zanga,
ohne Kaitel, ohne Stanga,
ohne Zirkel, ohne Schnüera,
ohne Riß, und oh Probiera,
ohne Nichtsheit und Lingier
isch't's g'rotha glei mier.

Ohne Joara, ohne Danna,
 ohne Diegel, ohne Pfanna,
 ohne Klammer, ohne Winda,
 ohne Nepper haun is Kinda,
 ohne Menscha, ohne Goischter
 bin i seall dar Zimmermoischter.

so mag es für den ernstesten Zuhörer unmöglich geworden sein, ernst zu bleiben. Auf alle Fälle wirkten die eigentümlichen Dichtungen, und Sailer selbst war so sicher in seinem Tone, daß er ihn unter keinen Umständen mit einem andern vertauschte. Als 1770 Marie Antoinette auf ihrer verhängnisvollen Brautreise nach Frankreich ein Nachtquartier im Kloster Marchthall nahm, brachte Sailer der Kaisertochter in einem Festspiel „Beste Gefinnungen schwäbischer Herzen“ seine Huldigung; er nimmt darin wohl zum Schein den Anlauf, im Stil der allegorisch höfischen Gelegenheitsspiele zu reden, läßt aber gleich darauf frischweg seine Schwabenbauern auftreten und ihre Glückwünsche aussprechen. Das Andenken Sailers erhielt sich noch in Zeiten hinein, in denen eine naive Behandlung heiliger Gegenstände, wie sie ihm eigentümlich ist, kaum noch dem frechsten Parodisten möglich erschienen wäre. Der alte pensionirte Lehrer in Auerbachs Dorfgeschichte „Der Lauterbacher,“ welcher in Erinnerung an die lustigen Dichtungen Sailers förmlich schwelgt, giebt einen Zug lebendigster Wirklichkeit wieder.

Die letzten Resultate der Aufklärung, die keine wahrhafte Bildung geworden war, verkörpert poetisch, wie schon angedeutet, der Jesuit, nachmalige Zensor und schließliche Buchhändler Aloys Blumauer aus Steyr, dessen „Abenteuer des frommen Helden Aeneas oder Virgils Aeneide travestirt“ ihrerzeit das Entzücken zahlreicher deutscher Katholiken, welche sich der neu-gewonnenen Freiheit nachdrücklich erfreuen wollten, bildeten und dessen „Ode an den Nachtstuhl“ selbst Schiller gelegentlich bewunderte. Der unbedingte Anschluß Blumauers an die josephinischen Tendenzen und sein Kampf für die Aufklärung, wie er sie verstand, ließen die Zeitgenossen die schreienden Mängel seines Gedichts und gewisse Unwürdigkeiten, ja Unflätigkeiten des Tones vollständig übersehen. Es scheint, daß die Stelle in Schillers Abhandlung „Über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst,“ welche lautet: „Deswegen ergözen wir uns an Parodien, wo Gefinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter [der Parodie] bloß auf ein Lachstück anlegt und weiter nichts will als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen“ sich direkt auf Blumauer bezieht. Daß Schiller Unwillen und Ekel gegen den Blumauerschen Genius der Travestie wirklich empfand, dafür zeugen die scharfen Schlußworte der Grenzboten II. 1884.

Einleitung, mit der er 1791 seine eignen Übertragungen aus der Aeneide bei den Lesern der „Neuen Thalia“ einführte: „Von dem Gedanken weit entfernt, sich an eine Übersetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen, verspricht der Übersetzer in der Folge noch einige Bruchstücke aus dem vierten und sechsten Buche; wäre es auch nur, um den römischen Dichter bei unserm unlateinischen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu setzen, welche er ohne seine Schuld scheint verschert zu haben, seitdem es der Blumauerschen Muse gefallen hat, ihn dem einreißenden Geist der Frivolität zum Opfer zu bringen.“ Aber wie gesagt, diese Frivolität ward zunächst nur von vornehmeren Naturen und am allerwenigsten im Kreise der Glaubensgenossen Blumauers empfunden. Die ästhetische Anschauung trat völlig hinter der tendenziösen zurück. Zu lange waren Päpste und Kardinäle, päpstliche Nuntien und Auditoren der Rota, jesuitische Kasuisten und Ingolstädter Professoren Objekte einer gewissen Furcht, eines unbestimmten Druckes gewesen, als daß man sich nicht daran hätte erquickten sollen, daß sie in der travestirten Aeneide Objekte des kecksten Spottes und zwar des Spottes eines ehemaligen Jesuitenzüglings wurden. Es scheint nicht, daß in der damaligen Kritik irgendwer darauf hinwies, daß auf diese zügellose Keckheit und diese bewußte Frechheit notwendig ein Rückschlag folgen müsse. Man schwelgte in der Verspottung dessen, was man nur zu lange als eine Macht empfunden, und log sich in Stimmungen und Erwartungen hinein, wie wir sie in unsern Tagen, in den Anfängen des „Kulturkampfes,“ genugsam selbst erlebt haben.

Daß Blumauer zahlreiche Nachahmer fand und im josefinischen Wien als eine Art Klassiker galt, blieb, wie sich schon vor dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts erweisen sollte, ohne tiefere Wirkung. Über das eigentliche Ziel, die Vereinigung der katholischen und protestantischen Talente in einer gemeinsamen Empfindung und Bildung, waren die Wiener Aufklärer aus dem Kreise Blumenauers, wie die Illuminaten, die sich um Weishaupt in Ingolstadt gesammelt hatten, weit hinausgeschossen. Daß aber das Ziel erreicht war, dafür bürgt die große Mehrzahl der deutschen Dichtungen vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Otto Brahm hat in seiner eingehenden und mannichfach interessanten Studie „Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts“ (Straßburg, 1880) den Nachweis gegeben, daß die stärkste und beste Nachwirkung des Goethischen „Göz von Berlichingen“ bei jener bairischen Dichtergruppe eintrat, deren hervorragendster Vertreter Graf Josef August von Törring, der Dichter der Dramen „Kaspar der Törringer“ und „Agnes Bernauer“ ist, und der u. a. Babos „Otto von Wittelsbach,“ A. Nagels „Bürgeraufrühr in Landsbut,“ Blainhofers „Schweden in Baiern“ angehören. Raum in dem letztern Stück, wo der Stoff dazu unbedingt herausfordert, findet sich eine Betonung des konfessionellen Moments. Sonst herrscht ein bairischer Stammespatriotismus vor, welcher die mehrhundertjährige Herrschaft der Gegenreformation auf bairischem

Boden beinahe völlig ignoriert und alles in allem mit denjenigen Lebens-Elementen für die poetische Darstellung ausreicht, die in der Sturm- und Drangperiode die vorherrschenden waren.



Zur Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes.



Wenn diese Zeilen vor die Augen der Leser gelangen, wird der große Staatsakt der Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes nicht nur bereits erfolgt, sondern auch in den Tagesblättern zu den verschiedensten Leitartikelmotiven verarbeitet sein. Nur wenige aber — davon bin ich überzeugt — werden sich dieses neuen Symbols des einigen und geachteten Vaterlandes wahrhaft freuen. Wenn der Deutsche fröhlich ist — ich habe dies manchenmal bei Landpartien unter dem Volke beobachtet — so singt er elegische Lieder. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin,“ dies scheint sogar — wenigstens in der Hauptstadt des deutschen Reiches — das Lieblingslied zu sein, mit dem der fröhliche Tag einer Landpartie geschlossen wird. Eine höchst merkwürdige Natur, dieser Deutsche! Hat jahrhundertlanges Gedrückte und der Trübsinn eines unbefriedigten Völkerdaseins so schwere Spuren im Gemüte hinterlassen, daß eine allgemeine und reine Freude niemals aufkommen kann? Ist die Zerküftung der Stämme, die Pflege der besondern Eigentümlichkeiten so nachhaltig, daß der Fraktionsgeist den Patriotismus zu Boden schmettert? Der Fortschritt knüpft an die Grundsteinlegung den Wunsch, daß die Volkssouveränität in das Gebäude einziehe und der Herrscher — für den eine ostensiblen Loyalität zur Schau getragen wird — an dem Gängelbände der zeitweiligen Parlamentsmehrheit geleitet werde. Die Sezession stimmt nicht ganz für die Verwirklichung dieses Programms, wünscht aber doch, daß es verwirklicht werde, und daß sie alsdann bei der an die Sieger zu verteilenden Beute auch den eignen Anteil erhalte. Die dritte Schattirung der Liberalismus — Demokratie und Fortschritt sind Geschwister und wir brauchen daher erstere nicht gesondert zu betrachten —, die Nationalliberalen, mögen daran denken, wie ganz anders sie dieses Fest feiern würden, wenn Doktrinarismus und Eitelkeit ihre Wege von denen des großen Staatsmannes nicht getrennt hätten. Mit größerer Zuversicht werden die konservativen Parteien in die Zukunft des neuen Reichstagsbaues blicken, sie sind dem Rufe des Reichskanzlers zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen williger gefolgt, sie haben es erfahren, wie gerade durch diese letztern sich in